

LITERATURBERICHT

Muß man an den Teufel glauben?

Zu einem neueren Buch

Schon einmal hat eine Veröffentlichung des Tübinger Alttestamentlers H. Haag über die Existenz des Teufels aus alttestamentlicher Sicht erheblichen Staub aufgewirbelt. Es handelt sich um die 1969 erschienene Meditation „*Abschied vom Teufel*“. Was H. damals in vulgarisierender und darum verkürzender Darstellung als These aufgestellt hatte, möchte er nun, zusammen mit anderen Mitarbeitern, auf eine solide wissenschaftliche Grundlage stellen¹. Der Leser sollte sich dabei nicht von der bewußt etwas provokativ gestalteten äußeren Präsentation des Buches irremachen lassen, ebensowenig von dem etwas unsauber formulierten Titel – fragt man sich doch, ob hier die Überzeugung von der Existenz geschaffener böser Geister und der Glaube *an* solche Geister ohne weiteres in eins gesetzt werden sollen. In seinen Einzelbeiträgen handelt es sich hier zweifellos um ein ernstzunehmendes wissenschaftliches Werk.

Folgen wir kurz Aufbau und Gedankengang des Sammelbandes, bevor wir uns einigen kritischen Fragen zuwenden. In einem kurzen Vorwort und einer Hinführung „Zum Thema“ erklärt H. Haag, wie es zu der Fragestellung kam und wie sie angepackt werden soll. Die Frage nach der Existenz geschaffener böser, d. h. gefallener Geister, ist nach ihm sowohl notwendig als auch erlaubt. Die Notwendigkeit ergibt sich schon vom Problem des Bösen her, das eine der zentralen Aufgaben der Theologie bleiben muß und auf das der traditionelle Teufelsglaube eine Antwort zu geben versuchte – eine Antwort, die freilich das Problem eher verschicht als löst. Die Erlaubtheit läßt sich u. a. aus der Aufforderung des II. Vatikanischen Konzils ableiten (*Gaudium et Spes*, n. 21), den Inhalt der christlichen Offenbarung und deren Verkündigung immer wieder neu mit den Ergebnissen der Profanwissenschaften zu vergleichen und zu konfrontieren. In unserem Falle heißt dies, die kirchliche Lehre vom Bösen und seiner Herkunft zu konfrontieren mit den Erklärungen, die uns in dieser Frage die Psychologie, die Vererbungslehre und die Soziologie an die Hand geben. Wenn wir heute Krankheiten wie Krebs oder Grippe nicht mehr auf Dämonen zurückführen, können wir dann an der Rückführung des moralischen Übels auf den Teufel oder Dämonen festhalten? Die Frage stellt sich in aller Schärfe.

In einem ersten Hauptteil behandeln H. Haag und Katharina Elliger „Die traditionelle Lehre vom Teufel“ aus katholischer und evangelischer Sicht. Grundlage der Untersuchung bilden sowohl die Dogmatik wie auch die Katechese, die Liturgie, das Gebet und schließlich das Lehramt. Es zeigt sich, daß die katholische Lehre vom Teufel und seiner Rolle bei der Verursachung des Bösen bis zum II. Vatikani-

¹ Haag, Herbert, Hrsg., Teufelsglaube. Tübingen, Katzmann Verlag, 1974. 544 S., geb. DM 56,-.

schen Konzil (vgl. „Lumen gentium“ 17; „Gaudium et Spes“ 22; Missionsdekret 9) relativ konstant blieb, dann allerdings einer etwas nuancierteren Betrachtungsweise wich, die erstmals die Frage aufkommen ließ, ob mit der Äußerung des IV. Laterankonzils (1215) über Gott als Schöpfer der sichtbaren und der unsichtbaren Welt wirklich eine Definition über die Tatsächlichkeit geschaffener reiner (und damit u. a. auch böser) Geister impliziert sei. In der neueren protestantischen Theologie zeigt sich eine viel größere Freiheit. Namentlich in der Bultmannschule wird die Frage nach dem Teufel kaum noch gestellt. Doch erhält sich daneben durchaus die traditionelle Überzeugung von der Existenz geschaffener böser Geister, vor allem dort, wo Bultmanns Entmythologisierung und „existentielle Interpretation“ des Neuen Testaments abgelehnt wird, wobei die apokalyptischen Erfahrungen der nationalsozialistischen Ära mitgespielt haben mögen.

In einem breitangelegten Abschnitt über „Dämonen und Satan im Alten Testament“ untersucht Haag selber alle einschlägigen Texte und kommt zu dem Ergebnis, daß die Vorstellung von einem himmlischen Ankläger oder Satan wohl erst unter iranischem Einfluß in nachexilischer Zeit ins Alte Testament eingedrungen ist und dort niemals zentrale Stellung erhalten hat. Insbesondere kennt das Alte Testament noch nicht die Vorstellung von Satan als dem Verursacher des Bösen oder Versucher zum Bösen. In einem Exkurs versucht H. zu zeigen, daß auch die Paradiesesschlange in der Sündenfallgeschichte von Gen 2–3 (J) ursprünglich keine Personifikation des Teufels meint, vielmehr Symbol des im Menschen schlummernden Hanges zum Bösen, d. h. zum Ungehorsam sei. Diese Deutung erhält durch die religionsgeschichtliche Einordnung ein starkes Gewicht. Freilich hätte man die Frage nach dem Bösen und seiner Herkunft in frühalttestamentlicher Zeit nicht einfach mit der Frage nach dem Satan oder den Dämonen gleichsetzen dürfen, vielmehr die vom Alten Testament übernommenen Restvorstellungen von einem Dualismus einbeziehen müssen, wie sie in der Rede von der Urflut, vom Leviathan, von den Todeswassern usw. zum Ausdruck kommen (Hinweis meines alttestamentlichen Kollegen N. Lohfink).

Breit angelegt ist auch der Beitrag des Assistenten von H. Haag, M. Limbeck, über „Satan und das Böse im Neuen Testament“. Es handelt sich hier um eine auf längeren Vorarbeiten basierende ausführliche Monographie, die auch unabhängig von der Gesamtbeurteilung des Buches ihren Wert behalten wird. Das Hauptergebnis dieses Abschnittes ist, daß Jesus kaum vom Satan spricht, wenn er auch von seiner Existenz überzeugt zu sein scheint. Nach Lk 10,18 ist der Satan – als Ankläger der Menschen vor Gott – durch das Kommen Jesu gestürzt. Hier liegt der innere Grund dafür, daß Jesus ihm offenbar weiter keine Bedeutung beimißt. Wenn die Untersuchungen Limbecks sich bewahrheiten, dann hätten wir in diesem Lukaswort das einzige authentische Logion Jesu über den Satan, von dem wir überdies nicht den ursprünglichen Kontext besitzen. Auch bei Paulus hat der Satan keinen zentralen Stellenwert, anders als etwa im deuteropaulinischen Schrifttum und namentlich in den johanneischen Schriften. In den letzteren wird denn auch *das Böse* ganz klar auf *den Bösen* zurückgeführt, freilich unter nachweisbarem außerbiblischem Einfluß.

Den Schluß des Buches bildet ein vierter Hauptteil über die „Auswirkungen des Teufelsglaubens“. Hier zeigt sich erneut die Ambivalenz des Titels „Teufelsglauben“, von der eingangs die Rede war. Bis in unsere Zeit hinein reicht die Praxis von Exorzismen, von denen Haag drei Fälle beschreibt und analysiert. Die folgenden Abschnitte greifen weiter in die Vergangenheit zurück und sind den Hexen sowie dem „Teufel und (den) Juden“ gewidmet (B. Lang). Hier wird eins der düstersten Kapitel der Kirchengeschichte aufgeschlagen. Natürlich wollen die Verfasser nicht behaupten, daß die Überzeugung von der Existenz geschaffener böser Geister zu Hexenwahn und Hexen- bzw. Judenverfolgung führen mußte, dennoch wird man sich der geschichtlichen Tatsache nicht verschließen können, daß die Furcht vor Hexen und Dämonen im Laufe der Kirchengeschichte bis tief in die Neuzeit hinein unvorstellbare menschliche Grausamkeit hervorgebracht und damit eben jenes im Menschen zur Entfaltung gebracht hat, vor dem er sich schützen wollte. Ein Schlußabschnitt ist dem Satanismus gewidmet, der in der Verehrung Satans als des Gegengottes und in der Verherrlichung der rücksichtslosen menschlichen Triebentfaltung bis in die Gegenwart hineinreicht und so den „Teufelsglauben“ im strengen Sinne als eine Gefahr auch des gegenwärtigen geschichtlichen Augenblicks aufweist.

Der Versuch, der „Teufelsfrage“ mit den Mitteln sauberer theologischer Untersuchungen zu Leibe zu rücken, ist sehr zu begrüßen. Nichts kann hier so schädlich sein wie Nebelwände vorgefaßter Meinungen. Freilich stellt sich die Frage, ob vor der Gesamtplanung des Buches genügend hermeneutische Überlegungen angestellt wurden, die die Argumentationskraft des ganzen sichern. Rein äußerlich fällt auf, daß sich in dem ganzen über 500 Seiten starken Sammelband wohl ein Schriftargument und eine Darstellung von Lehramt und Tradition findet, nicht aber eine eigentliche „ratio theologica“. Hier scheint mir die größte Schwäche des vorliegenden Bandes zu liegen. Es genügt m. E. nicht, die Existenz des Teufels oder anderer geschaffener böser bzw. gefallener Geister dadurch aus der Welt schaffen zu wollen, daß man innerhalb des Alten Testamtes auf die periphere Rolle Satans und der Dämonen hinweist oder im Neuen Testament zeigt, daß Jesus nur selten vom Satan spricht und auch Paulus ihm eine geringere Rolle zuweist als seine Schule. Weiter führt schon die Beobachtung, daß die Annahme von Dämonen und Teufeln nicht auf das Christentum beschränkt ist und sich mannigfach in nichtchristlichen Religionen nachweisen läßt. Eben hier hätte die theologische Argumentation im strengen Sinne anzusetzen. Sie hätte auszugehen vom spezifischen Inhalt der christlichen Offenbarung als Selbstoffenbarung Gottes, wie ihn im Anschluß an das Erste Vatikanische Konzil das Zweite Vatikanum neu hervorgehoben hat (vgl. Dei Verbum, n. 2: „Gott hat in seiner Güte und Weisheit beschlossen, sich selbst zu offenbaren und das Geheimnis seines Willens kundzutun . . .“). Sinn der christlichen Offenbarung ist es also nicht, den Menschen über das Vorhandensein unsichtbarer Wesen aufzuklären, sondern ihm die Selbsterschließung Gottes mitzuteilen, die im Glauben angenommen und in der Liebe beantwortet wird. Wenn Haag auf S. 26 meint, daß die „Kriterien der Verbindlichkeit biblischer Aussagen“ für den Bibelwissenschaftler „nur schriftimmanent sein können“, so stellt er damit

ein Prinzip auf, das nicht ohne weiteres einleuchtet. Selbstverständlich darf der Exeget nicht ohne weiteres dogmatische Sätze in die Schrift hinein rückprojizieren. Auf der anderen Seite kann das Urteil über die Zugehörigkeit einer Schriftaussage zum depositum fidei aber nicht ohne fundamentaltheologische und dogmatische Überlegungen gefällt werden.

Letztlich ist die Frage nach der Existenz des Teufels kein rein exegetisches und kein mit rein exegetischen Mitteln zu lösendes Problem. Dies zu meinen, wäre biblischer Fundamentalismus. Wenn das umstrittene Buch von Haag es erreicht haben sollte, einen Anstoß zu einem erneuten Überdenken des Verhältnisses von Exegese und Dogmatik gegeben zu haben, hätte es – über den Beitrag zu der behandelten Sachfrage hinaus – einen wertvollen Dienst geleistet.

Johannes Beutler SJ

BUCHBESPRECHUNGEN

Theologische Fragen

Rahner, Karl: Vorfragen zu einem ökumenischen Amtsverständnis (Quaestiones Disputatae 65). Herder, Freiburg – Basel – Wien 1974. 94 S., kart. DM 12,80.

Der Titel dieses Bändchens läßt fragen, ob Rahner nicht hoffnungslos zu spät kommt in einem Moment, wo andere Theologen die Frage theologisch für gelöst, oder besser: für überholt erklären und zur praktischen Anerkennung der Ämter aufrufen. Aber die vorliegenden Äußerungen, die ganz bewußt ihren entwurfsartigen Versuchs- und Werkstattcharakter erkennen lassen, machen dem Leser rasch und überzeugend klar, wieviel an Voraussetzungen zu klären, an Möglichkeiten zu bedenken ist, stellt man sich nicht auf irgendeine abstrakte Basis von theoretischem Christentum, sondern an die bestimmte Stelle einer konkreten Kirche mit ihrer faktischen Theologie.

Aber Rahner will nicht entmutigen, sondern ganz im Gegenteil mit einer Fülle neuer Ideen zum Mitdenken einladen. Und es macht Spaß, sich auf die vorge-

schlagenen Wege und Experimente einzulassen, um eingefahrene Denkgewohnheiten aufzulockern (vgl. 20). Die Sache wird trotzdem nicht zur unverbindlichen Spieldrei, wenn man über ein „Wesensrecht“ der Kirche nachdenken soll, das in Analogie zum Naturrecht bestimmt die hierarchische Struktur von Kirche überhaupt grundlegt; wenn es um die gemeinsame Heilswirklichkeit getrennter Kirchen geht sowie um den geschichtlichen Gestaltwandel der Sakramente. Versucht man die verschiedenen Ansätze mit Rahner selbst zusammenzufassen, dann ließe sich sagen: hier wird praktisch geprüft und gezeigt, wie dem aus der östlichen Theologie stammenden alten Begriff der „Ökonomie“ „theologische Begründung und ein theologisches Gewicht“ (64) gegeben werden kann. Daß dabei oft Grenzfälle den Gedankengang illustrieren, liegt im Wesen des Begriffs und an der zu verhandelnden Sache. Das ist auch in dem angehängten Exkurs über Interkommunion (79–93) nicht anders, aber beim Versuch, Grenzen zu überwinden, unvermeidlich. Grenzfälle sind eben nicht unbedingt belanglose Randfälle.